

Unverkäufliche Leseprobe



Friedrich Wilhelm Graf
Kirchendämmerung
Wie die Kirchen unser Vertrauen
verspielen

192 Seiten, Paperback
ISBN: 978-3-406-61379-1

Fünfte Untugend: Selbstherrlichkeit

Von den Neigungen der Kleriker

Die römisch-katholische Kirche erlebe derzeit «ihre tiefste Krise seit 1945». Dies sagte nicht irgendein kirchenkritischer Journalist, sondern der führende Repräsentant des deutschen Laienkatholizismus, der einstige bayerische Landtagspräsident Alois Glück. In der Tat geben die traurigen Zustände in der katholischen Kirche Anlass zu ernster Sorge. Auch die evangelischen Landeskirchen sind in keiner guten Verfassung. Aber die beliebte Rede von «den beiden großen Kirchen» kann nicht über die tiefen sozialstrukturellen Differenzen zwischen evangelischer Kirche einerseits und römisch-katholischer Kirche andererseits hinwegtäuschen. Selbst beim widerlichen Thema des Missbrauchs von Kindern und Jugendlichen durch Kirchenbedienstete lassen sich signifikante Unterschiede beobachten. Ein Anfang Mai 2010 veröffentlichter Bericht des bayerischen Justizministeriums berichtet von zwei Missbrauchsfällen in evangelischen Einrichtungen und 98 Fällen in Klöstern, Schulen und Gemeinden der römisch-katholischen Kirche, die in den letzten dreißig Jahren vertuscht worden sind. Und ein im Auftrag des Erzbistums München und Freising erstellter Bericht der Münchner Rechtsanwältin Marion Westphal spricht für die Zeit von 1945 bis 2009 allein für diese Diözese von insgesamt 159 auffälligen Priestern, von denen aber nur 26 verurteilt wurden – weil die Kirchenoberen diese Täter, auch durch Vernichtung von Strafakten, zu schützen suchten. Bei weiteren 17 Priestern sei davon auszugehen, dass sie strafbare Sexualdelikte verübten. Zwei wurden wegen körperlicher

Gewalt verurteilt, und bei 36 Priestern finden sich in den Personalakten Hinweise auf Gewalttaten. So muss man leider fragen, warum die katholische Amtskirche in den Reihen ihrer Kleriker deutlich mehr Männer mit pädophilen Neigungen und Gewaltbereitschaft zu beschäftigen scheint als die evangelische Kirche. Dies hat viel mit den ganz unterschiedlichen Konzepten des geistlichen Amtes und den Mechanismen der Rekrutierung des Pfarrernachwuchses zu tun. Evangelische Kirche und römisch-katholische Kirche unterscheiden sich nicht nur in theologischem Selbstverständnis und innerer Ordnung, sondern auch in der sozialen Struktur der Pfarrerschaft.

Die römisch-katholische Kirche ist entscheidend geprägt durch ihr kanonisches Recht, in dem die Pflichten und Rechte der zur Kirche gehörenden Getauften festgelegt sind. Bei diesen Getauften wird zwischen sogenannten Laien und geweihten Amtsträgern unterschieden. Das kirchliche sakramentale Dienstamt beruhe auf göttlicher Einsetzung und entfalte sich in den drei Stufen Episkopat, Presbyteriat und Diakonat, heißt es im *Codex Iuris Canonici*. Eine heilige Weihe könne ausschließlich ein getaufter Mann empfangen. Die Priesterweihe wird als eines der sieben Sakramente verstanden, und nur ein Bischof kann die Fülle des Wehsakraments übertragen. Die römisch-katholische Kirche ist strikt hierarchisch verfasst. Alle Macht liegt hier bei den Bischöfen und vor allem beim Bischof von Rom, dem Papst. In der Geschichte des modernen Katholizismus lassen sich seit gut 200 Jahren vielfältige Tendenzen zu immer stärkerer vatikanischer Zentralisierung und demonstrativer Betonung der Autorität des Papstes beobachten. Im Ersten Vatikanischen Konzil ist dem päpstlichen Lehramt gar Unfehlbarkeit zugesprochen worden, und das Zweite Vatikanische Konzil hat dies noch einmal bekräftigt. Der Katholizismus ist Papstkirche, und genau darin liegt, ökonomisch gesprochen, sein Alleinstellungsmerkmal in der Pluralität der konfessionellen Christentümer.

Die römisch-katholische Kirche will das Leben der Menschen in der Gesellschaft wie auch im privaten Raum umfassend regulieren, normieren. In ihrer Soziallehre und in ihrer Moraltheologie äußert sie sich sehr gern auch zu Fragen der Sexualität. Sie lehnt vorehelichen

Geschlechtsverkehr ab, bindet gelebte Sexualität in der Ehe an den Zweck der Zeugung von Kindern, verwirft – mit einigen wenigen, im November 2010 vom Papst genannten Ausnahmen, etwa im Falle junger männlicher Prostituierten – den Gebrauch von Kondomen und hält homosexuelle Handlungen für eine schwere Sünde. Ehescheidung gilt mit wenigen, von der kirchlichen Gerichtsbarkeit zu entscheidenden Ausnahmen als illegitim, und Wiederverheiratete sind von der Eucharistie ausgeschlossen. Trotz aller Androhung von Kirchenstrafen, etwa der Verweigerung der Sakramentenspendung, werden diese moralischen Vorschriften aber von einer großen Mehrzahl der Katholiken abgelehnt und ignoriert.

Ganz anders die evangelische Kirche. Die Reformatoren hatten das Priestertum aller Gläubigen gelehrt, und deshalb kennen die diversen Protestantismen kein Zweiklassenchristentum von Laien und Geweihten. Auch wenn es in einigen protestantischen Kirchen Bischöfe gibt, haben diese doch keinerlei höhere geistliche Vollmacht als ein einfacher Dorfpfarrer. Die evangelischen Kirchen sind antihierarchisch, synodal verfasst, und die entscheidende Macht liegt, jedenfalls der Verfassung nach, nicht bei Bischöfen und anderen Funktionsträgern, sondern den Synoden und in den Gemeinden bei den Kirchenvorständen bzw. Presbyterien. Protestanten leben unmittelbar zu Gott, und hier ist die Kirche keine Heilsanstalt, die über einen Gnadenschatz verfügt, sondern allein der Ort, an dem das Wort Gottes verkündet und die Sakramente, also Taufe und Abendmahl, gereicht werden. Frauen haben Zugang zu allen kirchlichen Ämtern. Obgleich die Hannoversche Landesbischöfin Margot Käßmann schon bald nach ihrer Wahl zur Vorsitzenden des Rates der EKD wegen eines peinlichen Mangels an Professionalität – man setzt sich als Inhaber(in) solch hohen Amtes niemals selbst ans Steuer, schon gar nicht am Abend und nach Alkoholgenuss – von ihren Ämtern zurücktrat, hat sie eben als geschiedene Frau gewählt werden können; nicht wenige römisch-katholische Bischöfe haben dies als einen skandalösen Affront erlitten. In den evangelischen Kirchen können offen homosexuell lebende Männer und Frauen Pfarrer bzw. Pfarrerin werden, und in den lutherischen Kirchen Skandinaviens

gibt es inzwischen eine kirchliche Eheschließung und Trauerzeremonie für gleichgeschlechtliche Paare. Zwar lassen sich in den evangelischen Landeskirchen Deutschlands seit 1945 massive Klerikalisierungstendenzen beobachten, und bei vielen hauptamtlichen Kirchenfunktionären gibt es die autoritäre Tendenz, den Leuten vorzuschreiben, was sie zu denken und zu tun haben. Aber mit ihren ethischen Denkschriften und theologischen Erklärungen kann die evangelische Kirche ihren Mitgliedern zwar Orientierung in schwierigen Konfliktlagen zu bieten versuchen, sie aber nicht binden. Protestantische Ethik und Frömmigkeitskultur sind durch einen religiös legitimen hohen Pluralismus geprägt. Die Kirchen der Reformation entstanden nun einmal infolge des frommen Protests eines einzelnen Gottesgelehrten gegen eine tendenziell allmächtige kirchliche Institution, und so hat die Freiheit des Einzelnen auch in allen religiösen Fragen hier einen hohen Stellenwert. Die Synoden sorgen zudem für einige Transparenz und fördern bisweilen den Austrag von Konflikten.

Beide Kirchen haben bei den Deutschen in den letzten Jahren erheblich an Vertrauen verloren. Nur noch 17 oder 20 Prozent (je nach Umfrage) der katholischen Kirchenmitglieder halten ihre Kirche für eine verlässliche, glaubwürdige Institution. Auf die Frage «Zu welchen Institutionen haben Sie großes Vertrauen?» antworten laut einer Forsa-Studie aus dem März 2010 die Deutschen: Polizei 80 Prozent, eigener Arbeitgeber 76 Prozent, Ärzte 74 Prozent und so weiter. Beim Zentralrat der Juden sind es immerhin noch 27 Prozent und bei den Banken 21 Prozent. Der katholischen Kirche aber bringen nur noch 17 Prozent der Deutschen Vertrauen entgegen. Noch verheerender sind die Zahlen des «Ethik-Monitors», die die Hamburger Stiftung Wirtschafts-ethik Wertevolle Zukunft im März 2010 veröffentlichte: Hier landete die katholische Kirche auf dem letzten Platz der vertrauenswürdigen Institutionen oder Organisationen, wohingegen die evangelische Kirche sich immerhin im Mittelfeld halten konnte. Auch bei den Personen, von deren Ehrlichkeit, Gerechtigkeit und Verlässlichkeit man überzeugt sei, wurde Robert Zollitsch, der Freiburger Erzbischof und Vorsitzende der Deutschen Bischofskonferenz, an letzter Stelle genannt

– deutlich hinter Josef Ackermann und erst recht Margot Käßmann, die durch ihren Rücktritt ihre Rolle als beliebtes Vorbild noch zu stärken vermochte. Selbst die hauptamtlichen Mitarbeiter der katholischen Kirche im Lande trauen dem eigenen Arbeitnehmer nicht mehr und geben der evangelischen Konkurrenz eine deutlich höhere Vertrauensnote. Hinzuweisen ist freilich auch darauf, dass eine für Reader's Digest Deutschland erstellte Umfrage «der Kirche» (unsinnigerweise wird nicht zwischen evangelischer und katholischer Kirche unterschieden) einen Vertrauenswert von 47 Prozent zuerkennt – das wäre eine Zunahme von 4 Prozent gegenüber dem Jahr 2001. Wieder ganz andere Zahlen finden sich in einer repräsentativen Online-Studie des Marktforschungsinstituts ipsos. Auch hier rangiert die katholische Kirche als Schlusslicht: Nur 9 Prozent der Befragten trauen ihr noch. Und drei Viertel der Bundesbürger geben inzwischen an, der katholischen Kirche nicht zu vertrauen, darunter 54 Prozent sogar mit dem Zusatz: «überhaupt nicht». In der Generation der Fünfzig- bis Vierundsechzigjährigen liegt das Misstrauen gar bei einem Anteil von 81 Prozent. Und gut die Hälfte, 52 Prozent der Deutschen, bekundet inzwischen, der evangelischen Kirche nicht oder überhaupt nicht zu vertrauen. Wie immer man solche widersprüchlichen Zahlen deuten mag: Man wird mit Blick auf die Missbrauchsskandale und speziell den Fall Mixa von einem erheblichen Glaubwürdigkeitsverlust der katholischen Kirche sprechen müssen.

Zum Ansehensverlust der katholischen Kirche hat auch der dramatische Priestermangel beigetragen. Oft sind Priester aus dem Ausland angeworben worden, die ihren Gemeinden fern und fremd blieben. Schon seit langem ist bekannt, dass gerade homosexuelle Männer gern den Beruf des katholischen Priesters ergreifen. Sie leben ihre sexuellen Neigungen oft heimlich aus, in Beziehungen, die sie vor dem Bischof und bisweilen auch ihrer Gemeinde verbergen müssen. Dies fördert Lüge, Versteckspielerei, Selbstbetrug, auch mancherlei Denunziation. Hierarchische Systeme erlauben zudem nur wenig Transparenz und externe Kontrolle, und so haben sich hier auch Missstände und bisweilen massive Korruption entwickeln können. So wenig es einen

belegbaren Zusammenhang zwischen Homosexualität und Pädophilie gibt, so wenig lässt sich pauschal der Zölibat für die nun öffentlich gewordenen Missbrauchsfälle verantwortlich machen. Allerdings zeigt sich ein sehr altes Handlungsmuster des katholischen Episkopats: Hatte ein Priester eine Liebesbeziehung zu einer Frau geknüpft, wurde er vom Bischof sofort in eine ferne Gemeinde versetzt, ohne Rücksicht auf die Frau, um der Aufrechterhaltung des Zwangszölibats willen. Bei pädophil veranlagten Priestern, die sich an Kindern und Jugendlichen vergangen hatten, ist man bis in die jüngste Zeit hinein nicht anders verfahren – weil man die Kirche als «heilige Institution» für wichtiger als die Opfer hielt.

Die evangelische Kirche kennt keinen Pfarrermangel. Aber auch hier lassen sich starke Veränderungen beobachten. Bei den Theologiestudierenden gibt es inzwischen eine klare weibliche Mehrheit, und so scheint der Beruf des evangelischen Pfarrers zunehmend feminisiert zu werden. War die Ordination von Frauen zum gleichberechtigten Gemeindedienst noch in den sechziger Jahren in einigen Landeskirchen heftig umstritten, ist inzwischen gut ein Drittel – laut EKD-Statistik 2010 33,8 Prozent – aller Pfarrstellen in der EKD durch Frauen besetzt. Waren 1964 von den damals 13 452 aktiven Pfarrern in den Landeskirchen der EKD 98,1 Prozent Männer, also nur 1,9 Prozent Frauen, so lässt sich nun eine stabile Mehrheit von evangelischen Pfarrern gegenüber Pfarrerinnen prognostizieren. Ilse Junkermann, die Landesbischofin der Evangelischen Kirche in Mitteldeutschland und inzwischen – nach den Rücktritten von Margot Käßmann und Maria Jepsen – einzige Bischöfin im deutschen Protestantismus, hat in einem Interview mit der *FAZ* im Februar 2010 darauf hingewiesen, dass es unter den Hauptfachstudierenden der Evangelischen Theologie inzwischen eine weibliche Mehrheit von knapp 60 Prozent gibt. In der Westfälischen Landeskirche betrug der Anteil von Frauen im Pfarramt 1997 und 1998 36 Prozent und im Jahr 2000 dann schon 42 Prozent. Inzwischen sind von den angehenden Geistlichen der Westfälischen Landeskirche gut zwei Drittel Frauen. Auch in der Rheinischen Kirche lässt sich ein ähnlicher Trend beobachten. Hier stellen die Frauen 60 Prozent der angehenden Geistlichen.

Obwohl andere Landeskirchen keine präzisen Zahlen für den Pfarrernachwuchs – also Vikare beziehungsweise Vikarinnen und Pfarrer beziehungsweise Pfarrerinnen zur Anstellung – nennen, sprechen viele Indizien dafür, dass der Beruf des evangelischen Pfarrers zunehmend zu einem Frauenberuf wird. Auch bei den ehrenamtlich in Gemeinden Aktiven lässt sich solche Feminisierung beobachten: Hier beträgt der Frauenanteil 69,9 Prozent. Desto mehr fällt auf, dass Frauen in den kirchenleitenden Bürokratien noch immer deutlich unterrepräsentiert sind. Unter den 22 Landeskirchen ist es, wie gesagt, nur noch die Mitteldeutsche, die eine Landesbischöfin hat. Auch in der akademischen Theologie lässt sich Vergleichbares beobachten: Obwohl die Mehrzahl der Hauptfachstudierenden junge Frauen sind, gibt es unter den ordentlichen Professoren, also Professoren der höchsten Besoldungsgruppe, nur einen Frauenanteil von etwa 10 Prozent. Auch bei Habilitationen in den Fächern der Evangelischen Theologie lassen sich keinerlei Fortschritte in der Förderung von Frauen beobachten. Der Frauenanteil liegt hier seit 1988 relativ konstant bei etwa 12 Prozent. So wird man derzeit nur für das Gemeindepfarramt von Tendenzen der Feminisierung sprechen können. Was dies im Einzelnen für das geistliche Profil des Berufs bedeutet, lässt sich derzeit noch nicht sagen. Doch gewiss ist: Die Ehefrau und Mutter auf der Kanzel steht für ein ganz anderes Rollenverständnis des Pfarrberufs, als es im römischen Katholizismus kultiviert wird. Da hier eine grundlegende Reform der Priesterausbildung und die von vielen Gläubigen ersehnte Aufhebung des Pflichtzölibats kaum zu erwarten steht, dürften die fundamentalen Gegensätze zwischen katholischem Priester und evangelischem Pfarrer durch die vielen Pfarrerinnen im schwarzen Talar verstärkt öffentlich sichtbar werden.

Zu verschärfter Polarisierung zwischen den Konfessionskirchen tragen auf ihre Weise auch die jungen aggressiven Neukonservativen im deutschen Katholizismus bei, die nun verstärkt zu Priestern geweiht werden oder als Bischöfe Leitungsfunktionen übernehmen. In der römisch-katholischen Pfarrerschaft lässt sich, jedenfalls in einigen Diözesen, ein harter Generationenkampf zwischen Älteren, die sich

Idealen einer offenen, «konziliaren» Kirche verpflichtet fühlen, und jüngeren, entschieden restaurativ, autoritär und antiprotestantisch gesinnten Klerikern beobachten. Besonders kämpferisch wird dieser Streit derzeit in der Diözese Limburg ausgefochten, deren Bischof Franz-Peter Tebartz-van Elst, der Nachfolger des ebenso bescheidenen wie aufrechten Bischofs Franz Kamphaus, demonstrativ auf hierarchischen Prunk, schrille Goldbrokatgewänder, christlichen Sittenstaat und marianische «Spiritualität» setzt. Ältere Priester werden hier von jüngeren Amtsbrüdern als seichte «Konzilspriester» beschimpft. Diese wiederum behaupten, dass unter Tebartz-van Elsts autoritärem Kirchenregiment aus «menschenfreundlichen Seelsorgern» bloße «Kultpriester» gemacht werden sollen, und empören sich über den «Hochglanzkitsch», die «selbstverliebten Rituale», den «klerikalen Dünkel» und die «leeren Worthülsen» ihres Bischofs, der sich auf dem Domberg gerade einen neuen Prachtbau als Bischofssitz errichten lässt. Das erinnert an Gerhard Ludwig Müller, der sich im Regensburger Dom für rund 100 000 Euro einen neuen, erhöhten Bischofsstuhl bauen ließ. Die oft zu hörende Kritik, hier werde demonstrativ ein vorkonziliares, weil einseitig autoritär-hierarchisches Verständnis des Bischofsamtes inszeniert, greift jedoch zu kurz. Es ist nicht Restauration, sondern ein ganz neuer postmoderner Konservatismus, der hier, gerade auch durch «ästhetischen Fundamentalismus» (Stefan Breuer), die «Sichtbarkeit» der Kirche als einer in der Welt alles bloß Weltliche transzendierenden Heilsanstalt demonstrativ in Szene setzen will – auch mit Techniken der Machtdemonstration, die Konflikte etwa mit den Gremien der Laien um medialer Aufmerksamkeit und damit verbundener Mobilisierungseffekte willen bewusst forcieren. Man muss nur einmal den Einzug eines solchen Bischofs mit seinen Domherren oder Domkapitularen und den Messdienern in seinen Dom beobachten, um die innere Logik der Klerikalmacht zu erkennen: Hier wird unhinterfragbare Autorität zeremoniert, Gehorsam eingeklagt und Glaube primär als Treue zur kirchlichen Institution symbolisiert. Der «Kirchenfürst», der Designerbrillen trägt, sich immer neue liturgische Gewänder schneidern lässt, einen großen BMW mit abgedunkelten Scheiben als Dienstwa-

gen fährt und in der sogenannten Integrationsdebatte auf islamophobe Verschärfung setzt, nimmt auf seine modern-antimoderne Weise nur den vielfältig verstärkten gesellschaftlichen Pluralismus ernst: Er will mit großer Geste demonstrieren, dass «die Kirche» ganz anders als alle anderen Akteure ist. Höchst modern ist er, indem er aus den reichen liturgischen Überlieferungen der Kirche, speziell der lateinischen, tridentinischen Liturgie nach individuellen, oft ästhetischen Kriterien frei auswählt, und zugleich entschieden antimodern, indem er gegen den perhorreszierten liberalen «Relativismus» ein Ethos unbedingt bindender Kirchlichkeit beschwört.

Der katholische Theologe David Berger hat in einem soeben veröffentlichten Erfahrungsbericht *Der heilige Schein. Als schwuler Theologe in der katholischen Kirche* diesem «rechtsklerikalen Milieu» trotz aller amtlich verkündeten Homophobie eine hohe Nähe zu Subkulturen von Homosexuellen zugeschrieben – vor allem wegen der großen ästhetischen Faszinationskraft des tridentinischen Ritus. Hier wird das Autoritäre, Selbstherrliche bis in die Körpersprache des Liturgen hinein zelebriert.

Auch unter evangelischen Kirchenfunktionären lässt sich viel neue Selbstherrlichkeit beobachten. In einigen lutherischen Landeskirchen war in den zwanziger und dreißiger Jahren das Amt des Kirchen- oder Konsistorialpräsidenten in Aufnahme politischer Debatten über das «Führerprinzip» in das Amt eines Landesbischofs transformiert worden. Seitdem sind manche protestantische Bischöfe immer episkopaler, autoritätssüchtiger geworden. Bis vor gut zehn Jahren hieß in Bayern der erste Pfarrer eines Dekanats Dekan und analog der leitende Geistliche eines aus mehreren Dekanaten gebildeten Kirchenkreises Kreisdekan. In einer Art Titelreform – Amtsnamen machen Leute – heißt er oder sie nun Regionalbischof oder Regionalbischöfin. Das ist schon deshalb ein absurder Titel, weil jeder Bischof ja immer der Bischof eines bestimmten Gebietes, einer Region ist. Aber man wollte so neben dem 1933 eingeführten Amt des Landesbischofs der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Bayern auch den bisherigen Kreisdekanen zu episkopaler Autorität verhelfen. Martin Hein, der Bischof der kleinen

Kirche von Kurhessen-Waldeck, schlug vor drei Jahren dann gar vor, dem Ratsvorsitzenden der EKD den Titel «Evangelischer Erzbischof» zu geben. Das war für manche Protestanten dann doch zu viel des katholisch Hierarchischen. Sollte man nicht besser, analog zum nationalsozialistischen Amt des «Reichsbischofs», damals «Reibi» genannt, das Amt eines evangelischen «Bundesbischofs» oder «Bubis» einführen, fragte mit gut protestantischer Streitlust der Nürnberger Pfarrer Ludwig Frambach in der *ZEIT* vom 11. November 2010, also einen Tag nach Luthers 527. Geburtstag. «Bischöfe passen in die spirituelle Landschaft des Protestantismus wie Fürsten in die Demokratie», heißt es in seiner kritischen Analyse des neuen Amts-Personenkultus. In der bayerischen Landessynode hat der Pfarrer Dieter Schlee vom «Forum Aufbruch Gemeinde» pünktlich für die Herbstsynode 2010 den Antrag auf Abschaffung des Bischofstitels gestellt. Er will so deutlich machen, «dass die evangelisch-lutherische Kirche Abstand nimmt von einer weiteren un-guten Katholisierung und Hierarchisierung unserer doch noch immer der Reformation verpflichteten Kirche». Dass sein Antrag Erfolg haben wird, ist zu bezweifeln. Denn die Hierarchiesucht ist gerade im bayerischen Luthertum stark ausgeprägt. Besonders gut zeigen dies die feinen Unterschiede in der Amtskleidung. Blicken wir zunächst zurück, in die protestantische Tradition. In einem *Handbuch für das kirchliche Amt*, erschienen im Jahre 1928, heißt es zur «Amtstracht»: «Die geistlichen Würdenträger der katholischen Kirche sind über die Amtsabzeichen hinaus auch durch eine bestimmte Kleidung ausgezeichnet, z. B. der Papst trägt weißseidenen Talar, purpurseidene Schuhe, roten Mantel und Hut. Zu den ‚Pontifikalien‘ des Bischofs gehören Handschuhe, Sandalen u. a. Der katholische Priester trägt nicht bloß beim Gottesdienst, sondern auch sonst eine bestimmte Tracht: vorn geschlossenen Gehrock (länger oder kürzer: Soutane oder Soutanella); nähere Bestimmungen erlassen die Bischöfe für ihre Diöcesen. – Die evangelische Kirche kennt eine Amtstracht nur für den gottesdienstlichen Gebrauch: den aus dem mittelalterlichen Gelehrtenrock hervorgegangenen schwarzen Talar aus Tuch oder Kaschmir (das Recht, seidenen Talar zu tragen, wurde in Preußen vom König besonders verliehen); dazu Bäffchen, die

sich aus der noch jetzt mancherorts üblichen weißen Halskrause entwickelten; zuweilen über dem Talar noch eine weiße Alba, ein kurzes weißes Gewand, das nicht aus der katholischen Alba entstanden ist, sondern aus dem (...) Superpelliceum; ein Barett aus schwarzem Sammet; alles in allzu mannigfaltigen, nicht immer schönen Formen.» Die sogenannte Hochkirchliche Bewegung, eine stark katholisierende liturgische Erneuerungsbewegung der zwanziger Jahre, betrieb dann die Wiedereinführung liturgischer Gewänder nach dem Vorbild der römisch-katholischen Kirche. Inzwischen herrscht in Sachen Amtskleidung im deutschen Protestantismus bunte, nicht selten peinlich schrille Vielfalt. Wohl um gegen katholische Amtsträger bestehen zu können, kleiden sich nicht wenige evangelische Spitzenkleriker in violette oder rote Leibchen mit Kollar (Römerkragen), und je höher das Amt, desto größer und schwerer muß das goldene Kreuz sein, das man trägt. Selbst wenn man bei einem Empfang im schwarzen Anzug erscheint, heftet man sich neuerdings ein silbernes Bischofskreuz ans Revers. Manche Pfarrerinnen in Leitungsämtern lassen sich eigene, an die römischen Soutanelles erinnernde Kostüme schneiden. Nur absurd ist der Distinktionsbedarf mit Blick auf die weißen Bäffchen über dem schwarzen Talar. Mit dieser Amtstracht wollten die evangelischen Pfarrer im prägnanten Gegensatz zu den katholischen Würdenträgern zeigen, dass sie sich in erster Linie als Gottesgelehrte, nicht aber als bloße Kultbeamte oder gar Zeremonienmeister verstehen. Davon scheinen viele evangelische Geistliche in Leitungsämtern nichts mehr zu wissen. Um ihre herausgehobene Funktion sichtbar zu machen, tragen sie nun Bäffchen, in die silberne oder goldene Kreuzzeichen eingewebt sind – als ob sie Offiziere irgendeiner Heilsarmee seien.